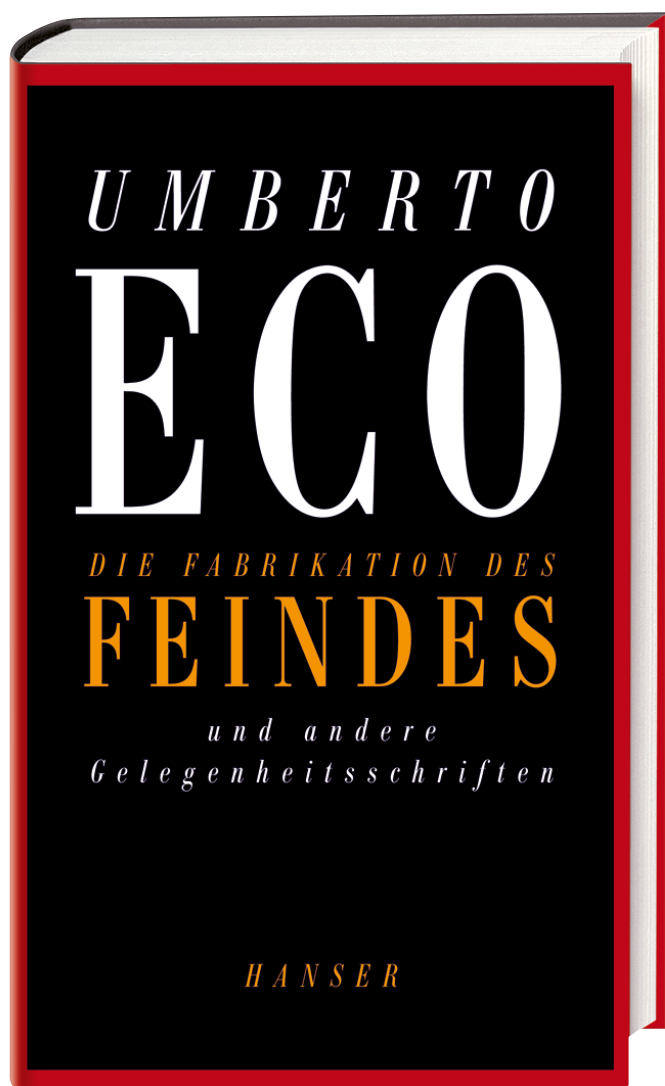


Leseprobe aus:

Umberto Eco

Die Fabrikation des Feindes und andere Gelegenheitsschriften



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Carl Hanser Verlag München 2014

HANSER





UMBERTO ECO

Die Fabrikation  
des Feindes

und andere  
Gelegenheitsschriften

Aus dem Italienischen  
von Burkhard Kroeber

Carl Hanser Verlag

Die Texte dieses Bandes sind eine Auswahl  
aus dem 2011 bei Bompiani erschienenen Band  
*Costruire il nemico e altri scritti occasionali.*

1 2 3 4 5 18 17 16 15 14

ISBN 978-3-446-23999-9

© 2011 RCS Libri S.p.A. – Bompiani Milano

Alle Rechte der deutschen Ausgabe:

© Carl Hanser Verlag München 2014

Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany



**MIX**  
Papier aus verantwortungs-  
vollen Quellen  
**FSC® C006701**

## Einleitung

Der wahre Titel dieser Schriftensammlung hätte ihr Untertitel sein sollen, also »Gelegenheitsschriften«. Nur die berechnete Sorge des Verlegers, ein so pompös bescheidener Titel würde die Aufmerksamkeit der Leser nicht genügend anlocken, während der Titel des ersten Essays eine gewisse Neugier zu wecken vermag, hat mich schließlich zur Wahl dieses Titels bewogen.

Was ist eine Gelegenheitsschrift und welche Vorzüge hat sie? Zunächst: dass der Autor wohl nie gedacht hätte, sich einmal mit diesem Thema befassen zu müssen, aber durch die Einladung zu einer Vortragsreihe oder einem Sammelband dazu gedrängt worden ist. Das Thema hat den Autor gereizt oder zum Nachdenken über etwas gebracht, was er sonst vernachlässigt hätte – und oft ist ein Thema, das einem von außen aufgedrängt wird, ergiebiger als ein irgendwelchen inneren Launen entsprungenes.

Ein weiterer Vorzug der Gelegenheitsschrift ist, dass sie nicht zur Originalität um jeden Preis verpflichtet, sondern eher unterhaltsam sein will, für den Autor wie für den Leser. So kann sie ein klassisches Divertimento sein, eine »Gemütsergötzung« im barocken Sinne, ja sogar eine Übung in barocker Rhetorik – wie wenn die schöne Roxane den tumben Christian (und durch ihn Cyrano de Bergerac) herausfordert: »*Parlez-moi d'amour.*«

Am Ende der einzelnen Schriften gebe ich jeweils die Anlässe, Orte und Daten an, aber gerade um ihren Gelegenheitscharakter zu unterstreichen, fasse ich sie hier in

aller Kürze zusammen: Die Essays »Absolut und relativ« und »*La fiamma è bella*« waren ursprünglich Abendvorträge im Rahmen der Mailänder Festwochen »*La Milaneseiana*«, die jedes Jahr unter einem zentralen Thema stattfinden, und wenn es eine interessante Gelegenheit war, über das Absolute in einer Zeit zu sprechen, in der sich gerade der Streit über den Relativismus verschärfte, stellte das Thema des Feuers eine schöne Herausforderung dar, denn ich hätte mir nie träumen lassen, mich einmal so hingebungsvoll (entflammt) damit beschäftigen zu müssen.

»Auf Schatzsuche gehen« vereint mehrere Beiträge zum selben Thema, »Fermentierte Wonnen« war ein Vortrag auf einem Kongress über Piero Camporesi. »Die Embryonen außerhalb des Paradieses« war ebenfalls ein Vortrag, den ich 2008 in Bologna auf einer Tagung über Ethik der Forschung gehalten habe.

Die Überlegungen zur Poetik des Exzesses bei Victor Hugo fassen drei mündliche oder schriftliche Beiträge zusammen, während das *Divertimento* über imaginäre Astronomen schamloserweise in zwei Versionen auf zwei verschiedenen Kongressen vorgetragen worden war, einmal vor Astronomen und einmal vor Geographen. Reine *Divertimenti* sind auch die im *Almanacco del bibliofilo* erschienenen Beiträge »Ich bin Edmond Dantès!« von 2008 und »Warum man die Insel niemals findet«, letzterer nach einem Vortrag, den ich 2010 auf einem Kongress über Inseln gehalten habe.

Um schließlich zum Titelessay dieser Sammlung zu kommen, auch »Die Fabrikation des Feindes« war ursprünglich ein Vortrag, den ich 2008 auf einem Kongress über die Literatur der Klassiker an der Universität Bologna gehalten hatte. Inzwischen wirken diese gut dreißig

Seiten ein bisschen dürftig, nachdem Gian Antonio Stella das Thema glänzend auf mehr als dreihundert Seiten seines Buches *Negri, froci, giudei & co. L'eterna guerra contro l'altro* («Neger, Schwule, Juden & Co. Der ewige Krieg gegen den Anderen»)<sup>1</sup> entfaltet hat, aber sei's drum, ich wollte sie nicht dem Vergessen anheimfallen lassen, schließlich werden auch weiterhin pausenlos Feinde fabriziert.



## Die Fabrikation des Feindes

Vor Jahren bin ich in New York an einen Taxifahrer geraten, bei dem es mir schwerfiel, seinen Namen auf dem Schild am Armaturenbrett zu entziffern, und da erklärte er mir, er sei Pakistaner. Er fragte mich, woher ich käme, und als ich sagte, ich sei Italiener, wollte er wissen, wie viele wir sind, und war erstaunt über unsere geringe Zahl und dass unsere Sprache nicht Englisch ist.

Schließlich fragte er mich, wer unsere Feinde seien. Auf mein »Wie bitte?« erklärte er mir geduldig, er wolle wissen, mit welchen Völkern wir seit Jahrhunderten im Krieg lägen, wegen territorialer Ansprüche, ethnischer Aversionen, ständiger Grenzkonflikte und so weiter. Ich antwortete ihm, dass wir mit niemandem im Krieg lägen. Geduldig setzte er mir auseinander, er wolle wissen, wer unsere historischen Feinde seien, unsere Erbfeinde, also diejenigen, die uns umbrächten und wir sie. Ich wiederholte, dass wir keine Erbfeinde hätten, dass wir den letzten Krieg vor über fünfzig Jahren geführt haben und dass wir dabei am Anfang einen anderen Feind hatten als am Ende.

Er war nicht zufrieden. Wie kann es sein, dass ein Volk keine Feinde hat? Als ich ausstieg, gab ich ihm zwei Dollar Trinkgeld, um ihn für unseren trägen Pazifismus zu entschädigen, danach fiel mir ein, was ich ihm hätte sagen sollen, nämlich dass es nicht stimmt, dass die Italiener keine Feinde haben. Sie haben keine äußeren Feinde, jedenfalls können sie sich nie darüber einigen, welche das sein könnten, weil sie pausenlos gegeneinander Krieg führen: Pisa

gegen Lucca, Guelfen gegen Ghibellinen, Norditaliener gegen Süditaliener, Faschisten gegen Partisanen, die Mafia gegen den Staat, die Regierung gegen die Richterschaft – und leider gab es damals noch nicht den Sturz der beiden Regierungen Prodi, sonst hätte ich dem Mann besser erklären können, was es heißt, einen Krieg durch *friendly fire* zu verlieren.

Bei genauerem Nachdenken über dieses Erlebnis bin ich jedoch zu der Überzeugung gelangt, dass eines der Missgeschicke unseres Landes in den letzten sechzig Jahren gerade darin bestand, dass wir keine richtigen Feinde hatten. Die Einheit Italiens war dank der Präsenz der Österreicher zustande gekommen, Mussolini hatte sich den Konsens des Volkes sichern können, indem er es aufrief, Rache für den verstümmelten Sieg zu nehmen, für die in Dogali und bei Adua erlittenen Demütigungen, für die ungerechten Sanktionen, die uns die jüdischen »Demoplutokratien« auferlegt hatten. Bedenken wir nur, was mit den Vereinigten Staaten geschehen ist, als das Reich des Bösen verschwunden war und der große sowjetische Feind sich aufgelöst hatte. Sie riskierten den Verlust ihrer Identität, bis ihnen Bin Laden, zum Dank für die Wohltaten, die er für seine Hilfe gegen die Sowjetunion empfangen hatte, mitleidig die Hand reichte und Bush die Gelegenheit bot, sich neue Feinde zu schaffen, um das nationale Identitätsgefühl zu stärken und seine Macht zu festigen.

Einen Feind zu haben ist nicht nur wichtig, um die eigene Identität zu definieren, sondern auch, um sich ein Hindernis aufzubauen, an dem man das eigene Wertesystem demonstrieren und durch dessen Bekämpfung man den eigenen Wert beweisen kann. Deshalb muss man, wenn man keinen Feind hat, sich einen fabrizieren. Erinnern wir

uns nur daran, mit welcher Flexibilität sich die Skinheads von Verona jeden zum Feind erkoren, der nicht zu ihrer Gruppe gehörte, solange sie nur selbst als Gruppe erkennbar waren. Daher geht es mir hier nicht so sehr um das quasi naturgegebene Phänomen der Identifizierung eines Feindes, der uns bedroht, sondern um den Prozess der Konstruktion, Fabrikation und Dämonisierung des Feindes.

In seinen *Reden gegen Catilina* hätte Cicero es nicht nötig gehabt, ein Feindbild zu zeichnen, denn für Catilinas Verschwörung hatte er die Beweise. Doch er fabriziert es, als er den Senatoren in seiner zweiten Rede ein Bild der Anhänger Catilinas ausmalt, um den Widerschein ihrer moralischen Perversität auf den Hauptangeklagten fallen zu lassen:

Individuen, bei Gastmählern liegend, in den Armen unzüchtiger Weiber, benebelt von Wein, vollgestopft mit Speisen, bekränzt mit Blumen, von Salben triefend, entkräftet durch Hurerei, empfehlen uns rülpzend, die Wohlgesinnten zu massakrieren und die Stadt anzuzünden. [...] Ihr habt sie vor Augen: das Haar gestriegelt und glänzend, entweder bartlos oder mit gepflegtem Bart, in langärmeligen und bodenlangen Tuniken, in Tücher gehüllt, nicht in die Toga. [...] Diese so zierlichen und feinen Knaben verstehen es, nicht nur zu lieben und sich lieben zu lassen, zu singen und zu tanzen, sondern auch Dolche zu schwingen und mit Gift umzugehen. (II, 5 und 10<sup>1</sup>)

Ciceros Moralismus wiederholt sich später bei Augustinus, der die Heiden brandmarkt, weil sie im Unterschied zu den Christen in Zirkus- und Theatervorstellungen gehen und orgiastische Feste feiern. Die Feinde sind *anders* als wir und richten ihr Verhalten nach Sitten und Bräuchen, die nicht die unseren sind.

Ein Andersartiger *par excellence* ist der Fremde, der

Ausländer. Bereits in den römischen Flachreliefs erscheinen die Barbaren als bärtige und stumpfnasige Wesen, und schon die Bezeichnung »Barbaren« insinuiert ja bekanntlich einen Defekt in der Sprache und somit im Denken.

Doch von Anfang an werden nicht nur diejenigen Andersartigen, die uns direkt bedrohen (wie angeblich die Barbaren), als Feinde aufgebaut, sondern auch diejenigen, bei denen jemand ein Interesse daran hat, sie als bedrohlich hinzustellen, auch wenn sie uns nicht direkt bedrohen, mit der Folge, dass nicht so sehr ihre Bedrohlichkeit ihr Anderssein unterstreicht, sondern ihr Anderssein zum Zeichen ihrer Bedrohlichkeit wird.

Sehen wir nur, was Tacitus über die Juden sagt: »Profan ist bei ihnen alles, was bei uns heilig ist, und was bei uns Frevel ist, ist bei ihnen erlaubt« (man denkt unwillkürlich an die angelsächsische Abscheu vor den französischen Froschessern oder an die deutsche vor den knoblauchversessenen Italienern). Die Juden sind »Fremde«, weil sie kein Schweinefleisch anrühren, ungesäuertes Brot essen, am siebten Tage ruhen, nur untereinander heiraten, sich beschneiden lassen (aber wohlgemerkt nicht, weil es eine hygienische oder religiöse Norm wäre, sondern »um als andersartig erkannt zu werden«), wegen der Art, wie sie ihre Toten begraben, und weil sie nicht unsere Kaiser verehren. Hat man einmal vorgeführt, wie andersartig manche Sitten und Bräuche sind (Beschneidung, Sabbatruhe), kann man die Andersartigkeit noch dadurch unterstreichen, dass man nur gerüchtweise behauptete Bräuche ins Bild einfügt (sie verehren die Figur eines Esels, sie verachten ihre Eltern, Kinder, Brüder, das Vaterland und die Götter).

Plinius findet für die Christen keine signifikanten Anklagepunkte, da er zugeben muss, dass sie nicht bestrebt

sind, böse Dinge zu tun, sondern nur gute Taten zu vollbringen. Er verurteilt sie dennoch, weil sie dem Kaiser nicht opfern, und diese hartnäckige Verweigerung einer so selbstverständlichen und natürlichen Sache bezeugt eindeutig ihr Anderssein.

Zu einer neuen Art von Feind kommt es mit Zunahme der Kontakte zwischen den Völkern: Feind wird jetzt nicht nur derjenige, der draußen lebt und seine Fremdartigkeit aus der Ferne bezeugt, sondern der drinnen lebt, unter uns, wir würden heute sagen: der Immigrant aus Afrika oder Nahost, der sich in mancher Hinsicht anders als wir verhält oder unsere Sprache schlecht spricht und der in Juvenals Satire der schlaue und schurkische *graeculus* ist: unverschämt, lüstern und fähig, die Großmutter seines Freundes flachzulegen.

Am fremdartigsten von allen ist, und zwar wegen seiner andersgearteten Hautfarbe, der Neger. Unter dem Stichwort »Negro« las man in der amerikanischen Erstausgabe der *Encyclopædia Britannica* von 1798:

In der Pigmentierung der Neger begegnen wir verschiedenen Nuancen; doch alle unterscheiden sich auf dieselbe Weise von den anderen Menschen in allen Gesichtszügen. Runde Wangen, hohe Jochbeine, leicht erhöhte Stirn, kurze, breite und flache Nase, dicke Lippen, kleine Ohren, Hässlichkeit und unregelmäßige Züge charakterisieren ihr Aussehen. Die Negerfrauen haben sehr ausladende Hüften und sehr dicke Gesäßbacken, die ihnen die Form eines Sattels verleihen. Die bekanntesten Laster scheinen das Schicksal dieser unglücklichen Rasse zu sein; man sagt, dass Müßiggang, Verrat, Rachsucht, Grausamkeit, Schamlosigkeit, Diebstahl, Lüge, unflätige Rede, Zügellosigkeit, Engstirnigkeit und Ausschweifung die Prinzipien des Naturgesetzes ausgelöscht und die Mahnungen des Gewissens zum Schweigen gebracht haben. Jedes Mitgefühl ist ihnen fremd, und sie stellen ein schreckliches Beispiel für die Verderbtheit des Menschen dar, wenn er sich selbst überlassen bleibt.

Der Neger ist hässlich. Der Feind muss hässlich sein, weil man das Schöne mit dem Guten identifiziert (*kalokagathia*), und ein Grundzug der Schönheit war seit jeher das, was man im Mittelalter *integritas* nannte (Vollständigkeit, in dem Sinne, dass man alles hat, was erforderlich ist, um ein durchschnittlicher Vertreter seiner Spezies zu sein, weshalb bei den Menschen diejenigen als hässlich gelten, denen ein Glied oder ein Auge fehlt, die kleiner als der Durchschnitt sind oder eine »nichtmenschliche« Hautfarbe haben). So erklärt sich, dass wir im einäugigen Riesen Polyphem ebenso wie im Zwerg Mime auf Anhieb das Identifikationsmodell des Feindes erkennen. Im 5. Jahrhundert n. Chr. beschreibt Priskos von Panion den Hunnenkönig Attila als kleinwüchsig, mit breiter Brust und großem Kopf, kleinen Augen, dünnem graumeliertem Bart, platter Nase und – grundlegender Zug – dunkler Hautfarbe. Bemerkenswert ist jedoch die Ähnlichkeit von Attila mit dem Teufel, wie ihn mehr als fünfhundert Jahre später Rudolfus Glaber sieht: von eher kleiner Statur, mit dünnem Hals, hagerem Gesicht, kohlschwarzen Augen, zerfurchter Stirn, eingedrückter Nase, vorspringendem Mund, geschwollenen Lippen, schmalen spitzem Kinn, Ziegenbart, haarigen und zugespitzten Ohren, aufgerichteten und zerrauten Haaren, Hundezähnen, langem Hinterkopf, geschweller Brust und auf dem Rücken ein Bukkel (*Chronica*, V, 2).

Bei der Begegnung mit einer noch unbekanntem Kultur ist keine *integritas* zu erkennen – so bei den Byzantinern, wie sie Liutprand von Cremona sah, als er 968 als Gesandter des Kaisers Otto I. nach Konstantinopel kam (*Relatio de legatione Constantinopolitana*):

Vor mir stand Nikephoros, ein recht hässlicher Mensch, zwerghaft mit dickem Kopf und Äuglein wie ein Maulwurf, entstellt durch einen kurzen, breiten, dichten, halbgrauen Bart, garstig durch einen zollangen Hals [...] der Hautfarbe nach ein Äthiopier, dem man um Mitternacht nicht begegnen möchte, mit aufgeschwemmtem Bauch, magerem Steiß, zu langen Schenkeln für seine kleine Gestalt, kurzen Beinen und Plattfüßen, angetan mit einem Prachtkleid, das aber abgewetzt und vom langen Tragen übelriechend und verblichen war.<sup>2</sup>

Übelriechend. Der Feind stinkt. Zu Beginn des Ersten Weltkriegs (1915) schrieb ein gewisser Berillon ein Buch namens *La polychrésie de la race allemande*, in dem er nachwies, dass der durchschnittliche Deutsche mehr Fäkalmaterie produziert als der durchschnittliche Franzose und dass sie auch noch unangenehmer riecht. Stank der Byzantiner, so stinkt auch der Sarazene im *Evagatorium in Terrae Sanctae, Arabiae et Egypti peregrinationem* von Felix Fabri (15. Jahrhundert):

Den Sarazenen entströmt ein grässlicher Gestank, weshalb sie sich ständig verschiedenen Waschungen unterziehen; und da wir nicht stinken, macht es ihnen nichts aus, wenn wir uns gemeinsam mit ihnen waschen. Aber sie sind nicht so nachsichtig mit den Juden, die noch mehr stinken. [...] So sind die stinkenden Sarazenen froh, dass sie sich in Gesellschaft von Leuten wie wir befinden, die nicht stinken.

Auch die Zigeuner können nicht anders als stinken, ernähren sie sich doch von Aas, wie Cesare Lombroso lehrte (*L'uomo delinquente*, I, II), und stinken tut auch Rosa Klebb, die Feindin von James Bond in *From Russia With Love*, die nicht nur russisch und sowjetisch ist, sondern auch noch lesbisch:

Tatjana öffnete die Tür, und während sie stehenblieb und in die Augen der Frau starrte, die hinter einem runden Tisch unter einer Deckenleuchte saß, fiel ihr plötzlich ein, woher sie diesen Geruch kannte. Es war der Geruch der Moskauer U-Bahn an einem warmen Abend, ein billiges Parfum, das die tierischen Ausdünstungen überdeckte. In Russland durchtränken sich die Leute buchstäblich mit Parfum, ob sie gebadet haben oder nicht, aber vor allem, wenn sie nicht gebadet haben [...]

Die Tür des Schlafzimmers öffnete sich, und auf der Schwelle erschien »diese Klebb« [...] Sie trug ein durchsichtiges Nachthemd aus rosa Crêpe de Chine, [...] durch einen Schlitz des Nachthemds ragte ein knöchiges Knie, das einer gelblichen Kokosnuss glich, angewinkelt in einer klassischen Mannequin-Pose [...] Rosa Klebb hatte die Brille abgesetzt und sich das Gesicht mit einer dicken Schicht Schminke und Rouge bestrichen [...] Dann klopfte sie leicht auf das Sofa neben sich. »Mach das Deckenlicht aus, meine Liebe. Der Schalter ist neben der Tür. Dann komm und setz dich neben mich. Wir müssen uns besser kennenlernen.«<sup>3</sup>

Monströs und stinkend ist auch der Jude, zumindest seit den Anfängen des Christentums, denn sein Modell ist der Antichrist, der Erzfeind, der Feind nicht nur der Menschen, sondern auch Gottes:

Dies sind seine Züge: Sein Kopf ist brennendes Feuer, sein rechtes Auge ist blutunterlaufen, sein linkes ist katzengrün und hat zwei Pupillen, seine Lider sind weiß, seine Unterlippe ist wulstig, der rechte Oberschenkel ist dünn, er hat große Füße und einen platten, langgezogenen Daumen. (*Syrisches Neues Testament*, I, 4, 5. Jh.)

Der Antichrist wird aus dem Volk der Juden kommen [...] er wird der Vereinigung eines Vaters und einer Mutter entspringen wie alle Menschen und nicht, wie manche behaupten, allein von der Jungfrau geboren werden. [...] Vom ersten Moment der Empfängnis an wird der Teufel gleichsam in den Unterleib seiner Mutter eindringen, und er wird sich an der Kraft des Teufels wärmen und nähren, und die Macht des Teufels wird immer mit ihm sein. (Adson von Montier-en-Der, *De ortu et tempore Antichristi*, 10. Jh.)



Seine Augen glühen wie Feuer, seine Ohren sind wie die eines Esels, Nase und Maul wie die eines Löwen. Grimmige Handlungen einer gottlosen Brunst und das schändliche Getöse gottesleugnerischen Widerspruchs wird er den Menschen eingeben und so ihre Sinne mit abscheulichem Geruch umnebeln. Mit der grausamsten Raubgier wird er die kirchlichen Einrichtungen aufzulösen suchen. Klaffend sperrt er sein Maul auf und knirscht und wetzt furchtbar die eisenähnlichen, schaurigen Zähne. (Hildegard von Bingen, *Liber Scivias* III, 11, 12. Jh.<sup>4</sup>)

Wenn der Antichrist aus dem Volk der Juden kommt, kann sein Modell nicht umhin, das Bild des Juden widerzuspiegeln, gleich ob es sich um den volkstümlichen Antisemitismus, den theologischen Antisemitismus oder den bürgerlich-politischen Antisemitismus des 19. und 20. Jahrhunderts handelt. Beginnen wir mit dem Gesicht:

Im allgemeinen haben sie ein fahles Gesicht, eine gebogene Nase, tiefliegende Augen, ein vorspringendes Kinn und stark ausgeprägte Mundschließmuskeln. [...] Überdies sind die Juden anfällig für Krankheiten, die auf verdorbenes Blut hinweisen, wie früher die Lepra und heute der Skorbut, der ihnen affin ist, die Skrofeln, die Blutflüsse [...] Man sagt, dass die Juden stets einen schlechten Geruch ausströmen [...] Andere führen diese Effekte auf den häufigen Verzehr penetrant riechender Gewächse wie Zwiebeln und Knoblauch zurück. [...] Wieder andere sagen, es sei das Gänsefleisch, das sie sehr mögen, was sie so fahl und hypochondrisch mache, da diese Speise übermäßig viel grobe und zähflüssige Zuckerstoffe enthält. (Baptiste-Henri Grégoire, *Essai sur la régénération physique, morale et politique des Juifs*, 1788)

Später bereichert Richard Wagner das Bild um phonetische und mimische Aspekte:

Der Jude, der bekanntlich einen Gott ganz für sich allein hat, fällt uns im gemeinen Leben zunächst durch seine äußere Erscheinung auf, die, gleichviel welcher europäischen Nationalität wir angehören, etwas dieser Nationalität unangenehm Fremdartiges hat: wir wünschen unwillkürlich mit einem so aussehenden Menschen nichts ge-

mein zu haben. [...] Wir können uns auf der Bühne keinen antiken oder modernen Charakter, sei es ein Held oder ein Liebender, von einem Juden dargestellt denken, ohne unwillkürlich das bis zur Lächerlichkeit Ungeeignete einer solchen Vorstellung zu empfinden. [...] Im Besonderen widert uns nun aber die rein sinnliche Kundgebung der jüdischen Sprache an. [...] Als durchaus fremdartig und unangenehm fällt unsrem Ohre zunächst ein zischender, schrillender, summender und murksender Lautausdruck der jüdischen Sprechweise auf: eine unsrer nationalen Sprache gänzlich uneigenthümliche Verwendung und willkürliche Verdrehung der Worte und der Phrasen-constructionen giebt diesem Lautausdrucke vollends noch den Charakter eines unerträglich verwirrten Geplappers, bei dessen Anhörung unsre Aufmerksamkeit unwillkürlich mehr bei diesem widerlichen *Wie*, als bei dem darin enthaltenen *Was* der jüdischen Rede verweilt. Wie ausnehmend wichtig dieser Umstand zur Erklärung des Eindruckes namentlich der Musikwerke moderner Juden auf uns ist, muß vor Allem erkannt und festgehalten werden. Hören wir einen Juden sprechen, so verletzt uns unbewußt aller Mangel rein menschlichen Ausdruckes in seiner Rede: die kalte Gleichgiltigkeit des eigenthümlichen »Gelabbers« in ihr steigert sich bei keiner Veranlassung zur Erregtheit höherer, herzdurchglüheter Leidenschaft. [...] Macht nun die hier dargethane Eigenschaft seiner Sprechweise den Juden fast unfähig zur künstlerischen Kundgebung seiner Gefühle und Anschauungen durch die *Rede*, so muß zu solcher Kundgebung durch den *Gesang* seine Befähigung noch bei weitem weniger möglich sein. Der Gesang ist eben die in höchster Leidenschaft erregte Rede: die Musik ist die Sprache der Leidenschaft. Steigert der Jude seine Sprechweise, in der er sich uns nur mit lächerlich wirkender Leidenschaftlichkeit, nie aber mit sympathisch berührender Leidenschaft zu erkennen geben kann, gar zum Gesang, so wird er uns damit geradesweges unausstehlich.<sup>5</sup>

Hitler geht gnädiger vor, fast mit einem Anflug von Neid:

Gerade bei der Jugend muß auch die Kleidung in den Dienst der Erziehung gestellt werden. [...] Würde nicht die körperliche Schönheit heute vollkommen in den Hintergrund gedrängt durch unser laffiges Modewesen, wäre die Verführung von Hunderttausenden von Mädchen durch krummbeinige, widerwärtige Judenbankerte gar nicht möglich.<sup>6</sup>

Vom Gesicht zu den Sitten und Bräuchen, und hier finden wir den jüdischen Feind, der kleine Kinder tötet, um sich an ihrem Blut zu laben. Er erscheint schon früh, zum Beispiel in Chaucers *Canterbury Tales*, wo von einem kleinen Jungen erzählt wird, der, ähnlich dem heiligen Simonino von Trient, während er mit einem frommen Lied auf den Lippen durch ein jüdisches Viertel geht, entführt, getötet und in einen Brunnen geworfen wird.

Der Jude, der kleine Kinder tötet und sich an ihrem Blute labt, hat eine sehr komplexe Genealogie, denn nach demselben Muster funktionierte auch schon die Fabrikation des inneren Feindes der Christenheit: des Ketzers. Ein Text mag genügen:

Abends, wenn die Lichter entzündet werden und man bei uns die Passion feiert, bringen sie die Mädchen, die sie in ihre geheimen Riten eingeführt haben, in ein bestimmtes Haus, löschen die Lampen, weil sie kein Licht als Zeuge der Abscheulichkeiten haben wollen, die gleich stattfinden werden, und toben ihre Zügellosigkeit an jeder aus, die ihnen in die Hände fällt, sei es auch die eigene Schwester oder Tochter. Sie sind nämlich überzeugt, damit etwas den Dämonen Angenehmes zu tun, wenn sie die göttlichen Gesetze verletzen, die den Beischlaf mit Blutsverwandten verbieten. Ist der Ritus beendet, kehren sie nach Hause zurück und warten, bis die neun Monate vergangen sind; wenn es soweit ist, dass die gottlosen Kinder eines gottlosen Samens zur Welt kommen sollen, versammeln sie sich erneut am selben Ort. Drei Tage nach der Geburt reißen sie die armen Kinder ihren Müttern weg, schneiden mit einer scharfen Klinge in ihre zarten Glieder, fangen das dabei vergossene Blut in Kelchen auf, verbrennen die Neugeborenen, während sie noch atmen, und werfen sie auf einen Scheiterhaufen. Dann vermischen sie in ihren Kelchen Blut und Asche zu einem ekelhaften Gebräu, mit dem sie Speisen und Getränke heimlich verunreinigen, wie jemand, der Gift in den Met gießt. Das ist ihre Kommunion. (Michele Psello, *De operatione dæmonum*, 11. Jh.)

Manchmal gilt der Feind als andersartig und hässlich, weil er zur Unterklasse gehört. Bei Homer ist Thersites (»krummbeinig, auf einem Fuß hinkend, die Schultern bucklig und zur Brust gebogen, der Kopf spitz und bedeckt mit spärlicher Wolle«, *Ilias*, II, 217–19) den Heerführern Agamemnon und Achilles gesellschaftlich unterlegen und darum neidisch auf sie. Der Unterschied zwischen Thersites und dem Turiner Schuljungen Franti in Edmondo De Amicis Jugendbuch-Klassiker *Cuore* ist gering, beide sind hässlich: Thersites wird von Odysseus blutig geprügelt, und Franti wird von der Gesellschaft hinter Schloss und Riegel gesperrt:

Neben ihm sitzt einer mit einem harten und bösen Gesicht, der Franti heißt und schon aus einer anderen Klasse rausgeflogen war. [...] Nur einer konnte lachen, als Derossi von der Trauerfeier für den verstorbenen König erzählte, und das war Franti. Ich verabscheue ihn. Er ist ein gemeiner Kerl. Wenn ein Vater in die Schule kommt, um seinem Sohn eine Standpauke zu halten, freut er sich hämisch darüber; wenn einer weint, lacht er. Er zittert vor Garrone und schlägt das Maurermeisterlein, weil es klein ist. Er quält Crossi, weil der einen steifen Arm hat. Er hänselt Precossi, den alle sehr schätzen. Er macht sich sogar über Robetti lustig, den Jungen aus der zweiten Klasse, der mit Krücken gehen muss, weil er ein kleines Kind gerettet hat. Er piesackt alle, die schwächer sind als er, und beim Faustkampf wird er wütend und zielt, um richtig weh zu tun. Er hat etwas Abscheuerregendes auf dieser niedrigen Stirn, in diesen kleinen Augen, die er fast versteckt unter seiner Schirmmütze aus Wachstuch. Er schreckt vor nichts zurück, lacht dem Lehrer ins Gesicht, stiehlt, wo er kann, leugnet mit ungerührter Miene alles, liegt immer im Streit mit irgendwem, bringt Stecknadeln mit in die Schule, um seine Nachbarn damit zu stechen, reißt sich die Knöpfe von der Jacke, reißt sie auch den anderen ab und spielt mit ihnen. Seine Blöcke, Hefte, Bücher, alles ist zerknittert, zerrissen, schmutzig, das Lineal schartig, der Federhalter zerkaut, die Fingernägel angeknabbert, die Kleider voller Fettflecke und Risse, die er sich beim Raufen holt. [...] Der Lehrer tut manchmal so, als ob er seine Gemeinheiten nicht bemerken würde,

und er treibt es immer schlimmer. Der Lehrer hat versucht, im Guten mit ihm fertig zu werden, und er hat sich nur darüber lustig gemacht. Er hat ihm freche Antworten gegeben, und einmal hat er sein Gesicht mit den Händen bedeckt, als ob er weinte, und dabei hat er gelacht.<sup>7</sup>

Zu den Trägern der Hässlichkeit aufgrund ihrer sozialen Stellung gehören natürlich der geborene Verbrecher und die Prostituierte. Doch bei der Prostituierten betreten wir eine andere Welt, nämlich die der sexuell bedingten Feindschaft oder des sexuellen Rassismus. Für den Macho, der regiert und schreibt oder schreibend regiert, war die Feindin seit jeher die Frau. Lassen wir uns nicht von den engelgleichen Figuren täuschen: gerade weil die große Literatur von schönen und überaus sanften Frauengestalten beherrscht wird, dämonisiert die Welt der Satire – die zugleich die der volkstümlichen Phantasie ist – seit jeher das Weib, von der Antike über das Mittelalter bis in die Moderne. Für die Antike begnüge ich mich mit Martial (*Epigramme* III, 93):

Dreihundert Consuln sahst du schon, Vetustilla, / auch hast du nur drei Haare noch und vier Zähne, / der Cicade Brust und Farb' und Bein der Ameise, / und mehr Falten als deine Stola trägt deine Stirn, / und deine Brüste sind der Spinnweb' ähnlich; [...] du siehst auch so gut als morgens Eulen / und duftest ähnlich wie der Ziegen Ehemänner, / auch ist der magern Ente Bürzel gleich dem deinen.<sup>8</sup>

Und wer mag wohl der Autor dieser Zeilen sein?

Das Weib ist ein unvollkommenes Tier, getrieben von tausend un erfreulichen Leidenschaften, die schon beim Erinnern abscheulich sind, geschweige denn beim Darübernachdenken [...] Kein anderes Tier ist unreiner als die Frau: nicht einmal das Schwein, mag es sich auch noch so tief im Schlamm wälzen, übertrifft sie an Hässlichkeit; und sollte dies vielleicht jemand leugnen, betrachte man die Teile der

Frau und bedenke, an welchen geheimen Orten sie voller Scham die schrecklichen Instrumente verbirgt, die sie benutzt, um sich ihrer überflüssigen Körpersäfte zu entledigen.

Wenn dies ein Laie und Liederjan wie Giovanni Boccaccio schreiben konnte (in seinem *Corbaccio*), was sollte dann erst ein geistlicher Moralprediger denken und schreiben, um das paulinische Prinzip hochzuhalten, demzufolge man, wenn das denn jemals möglich wäre, die fleischliche Lust besser gar nicht erst kennenlernt?

Odo von Cluny gab im 10. Jahrhundert zu bedenken:

Die Schönheit des Leibes ist auf die Haut beschränkt. Wenn die Männer sähen, was unter der Haut ist, würde ihnen übel werden beim Anblick der Frau. Die weibliche Anmut besteht nur aus Schleim und Blut und Körpersäften und Gallert. Bedenket, was in den Nasenlöchern, im Hals und im Bauche steckt... Und wenn es uns ekelst, Erbrochenes oder Kot auch nur mit den Fingerspitzen zu berühren, wie können wir dann jemals begehren, einen Sack voller Exkremente in unsere Arme zu schließen?<sup>9</sup>

Von der Misogynie, die wir »normal« nennen können, ist es nicht weit bis zur Fabrikation der Hexe, dem Meisterwerk der neuzeitlichen Kultur. Gewiss war die Hexe auch schon der klassischen Antike bekannt, ich erinnere nur an Horaz (»Selber ich sah, wie empor den finsternen Mantel gegürtet / dort Candida trat, barfuß mit flatterndem Haupthaar, / wie sie mit Sagana heulte, der älteren; Blässe bedeckte / beider Gesicht abscheulich«, *Satiren* I, 8<sup>10</sup>) oder an die Hexen im *Goldenen Esel* von Apuleius. Doch in der Antike und im Mittelalter sprach man von Hexen und Hexern meist nur in bezug auf den Volksglauben, man sah sie als sporadische Fälle von Besessenheit. Das Rom zur Zeit von Horaz fühlte sich nicht von Hexen bedroht, und im Mittelalter dachte man noch, dass Hexerei im Grunde

ein Phänomen der Autosuggestion sei, dass also Hexe sei, wer sich als Hexe fühlt, wie es im *Canon Episcopi* aus dem 9. Jahrhundert heißt:

Manche verdorbenen Frauen, die sich Satan zugewandt haben und von seinen Täuschungen und Verführungen irregeleitet worden sind, glauben und versichern, sie ritten des Nachts auf gewissen Tieren, begleitet von einer Menge Frauen, im Gefolge Dianas. [...] Die Priester müssen dem Gottesvolk unaufhörlich predigen, dass diese Dinge ganz falsch sind und dass solche Phantasien in den Köpfen der Gläubigen nicht vom Geist Gottes hervorgerufen werden, sondern von dem des Bösen. Satan nämlich verwandelt sich in einen Engel des Lichts und bemächtigt sich dieser armen Frauen und beherrscht sie wegen ihres geringen Glaubens und ihrer Leichtgläubigkeit.

Bei Anbruch der Neuzeit jedoch beginnen die Hexen sich in Sekten zu versammeln, ihren Sabbat zu feiern, auf Stöcken oder Besen zu fliegen, sich in Tiere zu verwandeln und zum Feind der Gesellschaft zu werden, so dass sie Prozesse und den Scheiterhaufen verdienen. Hier ist nicht der Ort, das komplexe Problem des Hexensyndroms zu erörtern und zu klären, ob es sich dabei um die Suche nach einem Sündenbock in schweren sozialen Krisen, um Einflüsse des eurasischen Schamanismus oder um das Fortleben zeitloser Archetypen handelt. Was uns hier interessiert, ist noch einmal das wiederkehrende Modell der Erzeugung eines Feindes – ein Modell ähnlich dem der Erzeugung des Ketzers oder des Juden. Und es genügt nicht, dass Männer der Wissenschaft wie Gerolamo Cardano (*De rerum veritate*, XV) im 14. Jahrhundert ihre rationalen Einwände erheben:

Es sind arme Frauen in elender Lage, die kümmerlich in den Tälern leben und sich von Kastanien und Kräutern ernähren [...] Deshalb sind sie abgezehrt, missgestaltet, erdfarben, haben hervortretende

Augen und lassen durch ihren Blick ein melancholisches, galliges Temperament erkennen. Sie sind schweigsam, entrückt und unterscheiden sich wenig von den vom Teufel Besessenen. Sie sind derart unerschütterlich in ihren Ansichten, dass man bei bloßem Anhören ihrer Reden glauben möchte, was sie mit solcher Überzeugung erzählen, obwohl es niemals geschehen ist noch je geschehen wird.

Die neuen Verfolgungswellen beginnen mit den »Aussätzigen«. Carlo Ginzburg erinnert in seiner *Storia notturna. Una decifrazione del sabba*<sup>11</sup> daran, dass 1321 Leprakranke in ganz Frankreich verbrannt wurden, weil sie angeblich versucht hatten, die Bevölkerung durch Vergiftung der Quellen, Brunnen und Flüsse zu ermorden. »Die aussätzigen Frauen, welche das Vergehen freiwillig oder unter Folter gestanden hatten, sollten verbrannt werden, es sei denn, sie wären schwanger. Schwangere Frauen sollten bis zur Geburt und zur Entwöhnung der Kinder getrennt gehalten, danach verbrannt werden.«

Unschwer sind hier die Wurzeln aller Prozesse gegen Brunnenvergifter und Pestsalbenschmierer zu finden. Doch der andere Aspekt der von Ginzburg zitierten Verfolgung ist, dass die leprakranken Brunnenvergifter automatisch mit den Juden und den Sarazenen assoziiert wurden. Mehrere Chronisten zitieren Gerüchte, denen zufolge die Juden die Spießgesellen der Aussätzigen waren, weshalb viele von ihnen zusammen mit letzteren verbrannt wurden. »Das niedere Volk hielt selbst Gericht, ohne erst einen Vogt oder Amtmann zu rufen. Sie sperren die Leute mitsamt ihrem Vieh und Hausrat in ihre Behausungen ein und steckten diese in Brand.«

Einer der Anführer der Leprakranken soll gestanden haben, von einem Juden mit Geld bestochen worden zu sein: Der Mann habe ihm Gift übergeben (bestehend



aus Menschenblut, Urin, drei Kräutern und einer geweihten Hostie), verpackt in Säckchen, die mit Gewichten beschwert waren, damit sie leichter auf den Brunnengrund sanken, doch die Idee, sich an die Juden zu wenden, habe der König von Granada gehabt – eine andere Quelle fügte dieser Verschwörung auch noch den Sultan von Babylonien hinzu. So wurden mit einem Schlag drei traditionelle Feinde auf einmal getroffen: der Aussätzig, der Jude und der Sarazene. Der Verweis auf den vierten Feind, den Ketzer, steckte in der Angabe, dass die versammelten Aussätzigen auf die Hostie spuckten und auf das Kreuz trampelten.

Später wurden Rituale dieser Art von den Hexen praktiziert. Tauchten im 14. Jahrhundert die ersten Handbücher für Inquisitionsprozesse gegen Ketzer auf, wie die *Practica inquisitionis hereticae pravitatis* von Bernard Gui oder das *Directorium Inquisitorum* von Nicolaus Eymericus, so folgt im 15. Jahrhundert (während in Florenz Marsilio Ficino im Auftrag von Cosimo de' Medici Platon übersetzt und einem bekannten Studentenwitz zufolge die Menschen singen: »*Che sollievo, che sollievo – siamo fuor dal Medioevo*«) der *Formicarius* von Johannes Nider (publiziert 1437), in dem zum ersten Mal von den verschiedenen Hexenpraktiken im modernen Sinne die Rede ist.

1484 schrieb Papst Innozenz VIII. in seiner Bulle *Summis desiderantes affectibus*:

Kürzlich ist Uns zu Ohren gekommen, nicht ohne Uns mit bitterer Sorge zu füllen, dass in einigen Teilen Deutschlands [...] Personen beiderlei Geschlechts, uneingedenk ihres eigenen Seelenheils und vom katholischen Glauben abfallend, nicht zögern, sich fleischlich den Teufeln, Incubi und Succubi hinzugeben und mittels Hexereien, Zaubersprüchen, Beschwörungen und anderen abscheulichen Prak-

tiken der Magie [...] Kinder noch im Leibe der Mutter zu töten, dergleichen die Jungen von Tieren, und die Früchte der Erde verderben lassen. [...] Im Wunsche, wie Unser Amt es gebietet, mit passenden Mitteln zu verhindern, dass die Geißel des ketzerischen Unwesens ihr Gift zum Schaden Unschuldiger ausbreitet, ordnen Wir an, dass es den obengenannten Inquisitoren Sprenger und Kramer gestattet sei, das Inquisitorenamt in jenen Ländern auszuüben.

Tatsächlich veröffentlichten Sprenger und Kramer 1486, auch inspiriert vom *Formicarius*, ihren berühmten *Malleus Maleficarum* oder *Hexenhammer*.

Wie man eine Hexe fabriziert, sagen uns – ein Beispiel von Tausenden – die Akten des Inquisitionsprozesses gegen Antonia aus der Pfarrei von Saint-Jorioz, Diözese Genf, im Jahre 1477:

Die Angeklagte, von ihrem Ehemann und ihrer Familie verlassen, erreichte mit Masset den Ort namens »Laz Perroy« am Wildbach, [...] wo eine Versammlung von Ketzern stattfand, und stieß dort auf Männer und Frauen in großer Zahl, die einander den Hof machten, sangen und rückwärts tanzten. Er zeigte ihr einen Dämon namens Robinet, der das Aussehen eines Negers hatte, und sagte: »Dies ist unser Meister, dem müssen wir huldigen, wenn du haben willst, was du begehrest.« Die Angeklagte fragte ihn, was sie tun solle [...], und besagter Masset antwortete ihr: »Verleugne Gott deinen Schöpfer und den katholischen Glauben und diese Kupplerin von Jungfrau Maria und anerkenne als deinen Herrn und Meister diesen Dämon namens Robinet und tue ihm zu Gefallen, was immer er will [...].« Als sie diese Worte vernahm, wurde die Angeklagte traurig und weigerte sich zunächst. Doch schließlich verleugnete sie Gott ihren Schöpfer, indem sie sagte: »Ich verleugne Gott meinen Schöpfer und den katholischen Glauben und das heilige Kreuz, und ich anerkenne dich, Dämon Robinet, als meinen Herrn und Meister.« Und sie huldigte dem Dämon, indem sie ihm den Fuß küsste. [...] Dann warf sie zum Zeichen der Verachtung Gottes ein hölzernes Kreuz auf die Erde, trat mit dem linken Fuß darauf und zerbrach es. [...] Sie ließ sich auf einem anderthalb Fuß langen Stock tragen, und um sich zu der Versammlung zu begeben, musste sie ihn mit Salbe aus einer

Hostienkapsel bestreichen, die voll davon war, und sich den Stock zwischen die Schenkel schieben mit den Worten: »Geh, geh zum Ort des Teufels!«, und sogleich wurde sie mit rascher Bewegung durch die Luft getragen bis zu dem Ort der Versammlung. Weiter gesteht sie, dass sie an besagtem Ort Brot und Fleisch aßen, Wein tranken und neuerlich tanzten; sodann, als sich der besagte Dämon, ihr Meister, aus einem Menschen in einen schwarzen Hund verwandelt hatte, ehrten und huldigten sie ihm, indem sie ihn auf den Hintern küssten; schließlich, als das Feuer erloschen war, das dort mit grünen Flammen die Versammlung erleuchtet hatte, rief er mit lauter Stimme: »Mecllet! Mecllet!«, und auf diesem Schrei hin lagen Männer und Frauen bestialisch beieinander und sie mit besagtem Masset Garin.<sup>12</sup>

Diese Aussage, mit ihren Details vom Bespucken des Kreuzes bis zum Kuss auf den Anus, erinnert fast wörtlich an die Aussagen im Prozess gegen die Templer, der anderthalb Jahrhunderte vorher stattgefunden hatte. Frappierend ist, dass nicht nur die Inquisitoren dieses Prozesses von 1477 sich bei ihren Fragen und Vorhaltungen von dem leiten lassen, was sie in früheren Prozessberichten gelesen hatten, sondern dass auch in all diesen Fällen die Opfer am Ende eines als äußerst streng empfundenen Verhörs überzeugt von dem sind, was man ihnen vorwirft. In den Hexenprozessen wird nicht nur ein Bild des Feindes fabriziert und gesteht nicht nur das Opfer am Ende auch das, was es nicht getan hat, sondern während es die Tat gesteht, überzeugt es sich selbst davon, dass es sie wirklich getan hat. Erinnern wir uns, dass ein ähnlicher Vorgang in Arthur Koestlers *Sonnenfinsternis* (1941) erzählt wird – und dass jedenfalls auch in den stalinistischen Säuberungsprozessen zuerst ein Bild des Feindes aufgebaut wurde und dann das Opfer zu der Überzeugung gelangte, sich in diesem Bild wiederzuerkennen.

Die Fabrikation des Feindes verleitet auch den dazu,

einer zu werden, der nach positiver Anerkennung gestrebt hätte. Theater und erzählende Literatur führen uns Beispiele des »hässlichen Entleins« vor, das sich, verachtet von seinesgleichen, dem Bild anpasst, das sie von ihm haben. Als typisches Beispiel zitiere ich Shakespeares *Richard III.*:

Doch ich, nicht recht gebaut für Körperkünste, / noch fürs Hofiern  
verliebter Spiegel gut; [...] ich, um das schöne Ebenmaß kastriert, /  
geprellt ums Äußre durch Betrügerin Natur, / entstellt, unfertig, vor  
der Zeit geschickt / ins Atmen dieser Welt, kaum halb gegart – / und  
das so lahm und ungestalt, daß mir / die Hunde nachbelln, hink ich  
wo vorbei – / nun, ich, in dieser schlaffen Friedensflötenzeit / kenn  
kein Vergnügen zum die Zeit vertreiben, / außer bei Sonne meinen  
Schatten spähn / und schwadroniern um meine Mißgestalt. / Und  
drum, weil ich nicht gehen kann als Verliebter, [...] bin ich entschlossen  
und geh vor als Schurke. (*König Richard III.*, I, 1)<sup>13</sup>

Offenbar kann man auf den Feind nicht verzichten. Die Figur des Feindes kann nicht durch Prozesse der Zivilisierung abgeschafft werden. Das Bedürfnis danach ist auch dem sanften und friedlichen Menschen angeboren. Man kann nur das Feindbild von einem menschlichen Gegenüber auf eine natürliche oder gesellschaftliche Gewalt verlagern, die uns irgendwie bedroht und besiegt werden muss, sei es die kapitalistische Ausbeutung, die Umweltverschmutzung oder der Hunger in der Dritten Welt. Aber mag dies auch »tugendhaft« sein, so bleibt doch wahr, was Bertolt Brecht sagt: Auch der Hass auf das Unrecht verzerrt die Züge.